

Die letzte Welle.

Roman von Hans Beder.

(2. Fortsetzung.)

Im Kurhaus war es, bei einem der großen Konzerte, zu denen die Pensionärinnen ab und zu geführt wurden — eine berühmte hatte gegeben — die Lehmann oder die Acté — sie mußte selbst nicht mehr — auch nicht, an welchem Abend das gewesen war — nur eins war ihr unaussprechlich in Erinnerung geblieben: Bei der Schürmader aus Gounods „Faust“, von der sie ganz begeistert war, hatte sie plötzlich, als ihre Augen von der Sängerin abließen, ein anderes Augenpaar auf sich gerichtet gesehen, deren Blick sie wie am Schreck zusammenfahren ließ. Schnell hatte sie sich fortgewandt, um gleich wieder, wie unter einem Zwange, nach jenem zu suchen, der ihr einen Augenblick vorher eine solche Furcht eingeblüht hatte.

Wie einer 1900 jener unerklärlichen Kräfte hatte sie ihn einige Sekunden lang angesehen — erst, als sie ein Laaceln auf seinem Antlitz wahrzunehmen glaubte, war sie zu sich selbst gekommen und hatte schnell wieder fortgeblüht. Aber die Erinnerung hatte sie nicht verlassen, auch als sie schon im Pensionat in ihrem Bette gelegen hatte; in ihren Träumen war ihr wieder und wieder dieses Gesicht erschienen. Und es war doch eigentlich nichts Außergewöhnliches gewesen, ein Gesicht, wie sie es täglich sah, blond, gut gezeichnetes Kopf, kleines, helles Schnurröhrchen, viel leicht sprechende, dunkle Augen, als man sonst bei solchen Modemädchen zu sehen gewohnt ist.

Beim Nachhausegehen, an der Garderobe, als sie ihren Abendmantel umnahm, hatte er in ihrer Nähe gestanden, eine hohe, schlanke Gestalt in tadellosem Kleid. Ihre Hände hatten sich wieder getroffen, es schien, als ob er grüßend von Kopf neigte.

Aber das war wohl ein Irrtum gewesen, wie hätte er das wagen sollen. Empört war sie darüber gewesen, hatte über diesem Gedanken den Schlaf nicht finden können.

Einige Tage später war sie ihm auf einem Spaziergange der Pensionärinnen im Walde begegnet. Sie hatte sich geschämt, daß er sie, wie sie so im langen Zuge dahinzog, für ein unrentes Pensionärinnen halten könne. Doch wieder war es ihr gewesen, als ob seine Augen sie geprüßt hätten. Und eine Woche später, als sie die Verwandten ihrer Mutter besuchen wollte und am Nachmittag allein durch die Wilhelmstraße gegangen war, hatte sie ihn plötzlich vor sich gesehen.

Er mußte an einem Schaufenster gestanden oder über den Straßenraum herübergekommen sein, denn vorher hatte sie ihn nicht bemerkt.

Als sie dann die Straße kreuzte, um nach der gegenüberliegenden Seite zu gelangen, war er ihr gefolgt und der stillen Willenstraße, wo ihre Verwandten wohnten, auf sie zugezogen:

„Bardon, gnädiges Fräulein — von Trenteln“ — hatte er sich vorstellen wollen; sie aber war davongezogen bis zu dem Hause ihrer Verwandten, in das sie stemlos eingetreten war.

Einige Tage später war sie erkrankt. Und während der Krankheit war eine fahungslose Furcht über sie gekommen, daß sie ihm noch einmal begegnen könne.

Sie wollte nicht, was sie fürchtete: vielleicht nur, daß er sie lächerlich, dümm gefunden habe, weil sie davon gelaufen war — und vielleicht auch etwas anderes. — Ihre Nerven waren erregt; sie fühlte sich erleidet, als das Telegramm der Mutter sie nach Hause rief.

Aber schon auf der Heimreise war ihre Stimmung umgeschlagen — ein leichtes Bange, und Sehnen war in ihr erwacht. Dann, als sie erfuhr, daß sie nicht mehr ins Pensionat zurückkehren sollte, war das stärker geworden. Dazu hatte sie ein gewaltiges Mitleid empfunden, ein Mitleid mit sich selbst, und jetzt war eine unbestimmte Sehnsucht in ihr wach geworden, eine zage, uneingeständene Angst, jenen, der alle ihre Gedanken beschäftigte, niemals wiederzusehen.

Vielleicht war er ein Fremder, der sich nur vorübergehend in Wiesbaden aufgehalten, vielleicht hatte er sie längst vergessen. — All das sagte sie sich und konnte doch das Denken an ihn nicht lassen.

Frau Major von Trenteln sah am Fenster und spähte auf die Straße.

Schon eine Stunde sah sie so, hatte nicht acht darauf gegeben, daß das kleine Dienstmädchen den Kopf zu ihr heringestreckt und schüchtern geblinzt hatte: Gnädige Frau möge in die Küche kommen, es sei alles so weit fertig gemacht. — Ihre Gedanken waren weit fort, sorgenvoll begleiteten sie den Sohn, der nun schon seit einer Woche auf der „Jagd nach dem Glück“ war, wie er seine Reise beim Abschied genannt hatte.

Würde er erreichen, war er sich vorgenommen, würde das, was er „Glück“ nannte ihm zufallen? Ein bitterer Geschmack stieg ihr im Halse auf — zu welchen Dingen hatte sie die Liebe zu ihrem Jungen verleitet! Mühte sie sich nicht verachten, ihre Hand dazu geboten zu haben?

Aber die Verhältnisse waren stärker gewesen als ihr Wille — etwas mußte doch geschehen, um aus diesen Sorgen herauszukommen — vielleicht was wirklich das Glück, dem er jetzt nachjagte.

Der Gedanke kam ihr, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, wenn sie damals, als ihr Mann nach langer Krankheit hier in Wiesbaden gestorben war, nach ihrer österreichischen Heimat zurückgekehrt wäre. Dann würde Bordo, der in Prag in Garnison stand, sich nicht so allein überlassen geblieben sein, hatte sich vielleicht mit seinem Leben zufriedengegeben. Nun wollte er nicht Offizier werden, konnte es nicht bleiben, wie er behauptete. Dies Leben mit dem arbeitsamen Juchap, den ihm die Mutter geben konnte, war nicht auszuhalten. — Eine reiche Frau, das Ziel seiner Wünsche, hatte sich immer noch nicht finden lassen. Jetzt hatte er seinen Urlaub bei der Mutter in Wiesbaden verlegt und Pläne für die Zukunft gemacht.

Er hatte im Kurhauskonzert Alice von Frantville gesehen. Der Blick, mit dem ihm das junge Mädchen angesehen, ihr Errotten, als er ihr später im Walde begegnet war, hatte Hoffnungen in ihm rege gemacht — vielleicht hatte ihm das Schicksal das, was er so eifrig suchte, in den Weg geführt.

Das Pensionat, in dem Alice sich befand, war leicht herausgefunden, schon am Abend nach dem Konzert war es ihm gelungen, da er ihr beim Nachhausegehen gefolgt war — nun hieß es ausforschen, wer sie sei.

Einige Markstücke, die er am anderen Tage einer aus dem Pensionat herauskommenden Dienstmagd spendete, taten ihre Wirkung: er erfuhr, was er wissen wollte.

Erst hatte es einige Schwierigkeiten gehabt, dem Mädchen Harzumsachen, um welches Fräulein es sich handelte. Doch er hatte sich genau gemerkt, wie sie im Konzert angezogen gewesen war. Er beschrieb: rosa Gogelkleid, rosa Schleife in dem schblonden Haar, nicht groß von Wuchs, aber von zierlicher Figur. Da wußte die Magd Bescheid:

„Ach, das ist die Fräulein von Frantville.“

Von Adel — das ernüchterte ihn etwas, der Adel war nicht immer reich, er mußte mehr erfahren: woher sie sei.

Das Mädchen dachte nach, endlich hatte sie es gefunden:

„Aus Preußen, Ostpreußen.“ — Dann fügte sie ohne Aufforderung von selbst hinzu:

„Die Eltern sollen sehr reich sein, sie haben ein großes Geschäft.“

Trenteln hatte ein Autosbesitzer gedacht, konnte sich nicht gleich dem Adel mit einem Geschäft zusammenreimen — doch das war gleichgültig, die Hauptsache: das schöne Mädchen war sehr reich.

Die Begegnung im Walde bewies ihm, daß Alice ihn nicht vergessen hatte. So ging er bei dem nächsten Zusammentreffen zur Attacke über und — erlebte eine Niederlage.

Aber diese Niederlage erschien ihm als Sieg — er hatte wohl bemerkt, wie Alice, als er sie angesprochen, erst errötet, dann erblaut war, er hatte auch gesehen oder sich wenigstens zu sehen eingedet, wie, ehe sie davongelaufen, ihre Augen mit Innigkeit auf ihn geruht hatten.

Eine Zeitlang hatte er sie nicht getroffen. Sooft er auch am Pensionat vorbeiging, er sah sie nicht. Auch kein dienstbarer Geist kam ihm noch einmal zu Hilfe.

Das ging so einige Wochen hindurch — endlich führte ihm der Zufall wieder einmal die „Berichterstatterin“ zu, die ihm die erste Auskunft gegeben hatte. Er erfuhr, daß das Fräulein krank gewesen und nach Hause gereist sei. Erst wollte er die Sache fallen lassen, aber sie ging ihm immer wieder im Kopf herum — Alice war schön, reich, vielleicht war er doch auf der richtigen Fährte. Er grübelte tagelang, um zum Entschluß zu kommen. Wer wie denn, was konnte er tun? Nach langem Hin- und Herblicken, hatte er einen Plan fertig: seine Mutter mußte ihm helfen!

So erzählte er ihr sein Abenteuer und erbat ihren Beistand.

Frau von Trenteln hatte erst eine Weile geschwiegen, als er mit seiner Erzählung gendel, und dann gefragt:

„Und was kann ich dabei tun?“

„Mutigen, du mußt ins Pensionat und dich nach dem Fräulein erkundigen, mußt in Erfahrung bringen, ob sie zurückkommt — Mutigen, ich brauche dir doch das alles nicht so zu erklären, das findet sich schon im Gespräch. Gib dich für eine Bekannte der Familie Frantville aus, sage, daß du dich auf der Durchreise befindest und die Tochter besuchen wolltest, dann wird die Pensionatsvorsteherin schon von selbst mit der

Sprache herauskommen. Eine Notiz läge ich unter solchen Umständen wohl erlaubt.“

„Aber Bodo, was verlangst du von mir. Wenn man mich kennt und weiß, daß ich hier wohne, wie stehst du dann solchen Lügen gegenüber?“

„Sei ganz ruhig, Mutigen, dich kennt niemand hier. Mit Papa zusammen hast du hier nur ein halbes Jahr gelebt, seit seinem Tode kommst du ja nicht mehr aus deiner Klausur heraus. Die paar Nachbarn in der Straße hier, die würden dich vielleicht erkennen, aber dort in dem andern Stadtteil, so weit von hier in der Kapellenstraße, da ist doch eine ganz andere Welt, da weiß niemand etwas von dir. Sei gut, Mutigen, hilf deinem armen Jungen! Was soll sonst aus ihm werden?“

Bodo hatte seine Mutter in die Arme genommen und auf die Stirn geküßt, und sie, die so selten Zärtlichkeiten von ihm erhielt, war schon bald gewonnen, wenn sich auch noch immer etwas in ihr dagegen auflehnte, diese zweideutige Rolle zu übernehmen.

Aber sie tat es ja für ihren Jungen — er glaubte diesmal so sicher an sein Glück, sie mußte ihm das Opfer bringen, durfte keine Ausreden nicht zusetzen. Es war ja richtig, was sollte aus ihm werden, wenn er keine reiche Frau bekam! Der Dienst war nicht für ihn, und eine andere Chance, sich durchs Leben zu bringen, hatte er nicht.

„Gut — ich werde gehen.“ Mit schwerem Herzen sagte sie zu.

Am andern Tage war sie gegangen.

Sie hatte lange nachgedacht, was sie anziehen sollte, sinnend vor dem Kleiderkasten stehend, ein und das andere Stud herausgenommen. Aber das war alles schon so — nicht nur längst aus der Mode, auch fade-scheinig — für sich hatte sie ja in den letzten Jahren nie etwas zu kaufen gewagt — die alten Sachen pflanzten nun so gar nicht für die Rolle, die sie spielen sollte.

Ihre Lippen zitterten, als ihr wieder in den Sinn kam, was sie tun wollte — aber nicht nur dies Gedanken allein, Wehmüt über ihre Armlosigkeit ergriß sie.

Immer von neuem betrachtete sie die zwei, drei Kleider, ließ den Stoff durch die Finger gleiten — das sah alles schon so abgenutzt aus, sie würde wie eine Wittstellerin erscheinen.

Zum dritten Male nahm sie das alte schwarze Foulardkleid, das sie schon zweimal in den Schrank zurückgehängt, heraus und trat damit näher ans Fenster. Viele Stellen erschienen schon recht blank, aber es war doch das beste Stück ihrer Garderobe, ihr blieb keine andere Wahl.

Dann suchte sie in einem Karton und brachte zwei schwarze Federn hervor. Mit der Schere versuchte sie die schlaff gewordenen Dinger zu träufeln, um sie anfängerlich zu machen, der schlichte, schwarze Hut würde damit wenigstens doch nicht ganz ohne Bier sein.

Als sie mit allem fertig war und sich angeleitet hatte, kam Bodo herein. Die Vorbereitungen hatten ihm so lange gedauert, er hatte schon geglaubt, daß die Mutter wieder unglücklich geworden sei. In seinen Augen blitzte es auf, als er sie fertig zum Ausgehen bereit fand. In seiner Freude darüber und um ihr Mut zu machen, erklärte er ein über das andere Mal, daß sie sehr vornehm aussehe. Er küßte ihr die Hand und begleitete sie bis zum Ausgang. Er sah ihr nach, bis sie das Ende der Straße erreicht und an der Ecke in die Straßenbahn gestiegen war, dann ging er in die Wohnung zurück, nahm ein Buch und warf sich aufs Sofa.

Nach einer Stunde etwa kam Frau von Trenteln.

Sie war sehr erschöpft und aufgeregt, aber sie hatte erfahren, was Bodo wissen wollte: Fräulein Alice von Frantville sei krank gewesen — Influenza — hätte sich nach der Krankheit sehr schwach gefühlt und sei auf telegraphische Aufforderung ihrer Eltern nach Hause, nach Königsberg gereist. Gegenwärtig sei die Familie in Kranz, einem bei Königsberg gelegenen Seebade, in einigen Wochen würde sie nach Italien reisen und längere Zeit in Rom bleiben. Alice hätte das an eine Freundin im Pensionat geschrieben, als Adresse im letzten Briefe Hotel Quirinal, Rom, aufgegeben.

Bodo überlegte, aber er fand nicht heraus, was er tun sollte.

Nach Kranz reisen — das war wohl zu spät, die Familie war vielleicht schon wieder in Königsberg, wie sollte er sich ihr da nähern? Etwas anderes war es, wenn er sie auf der italienischen Reise traf, er könnte das gleiche Hotel wählen, da fanden sich ja hundert Gelegenheiten, Bekanntschaft zu machen.

Und dann das Geld — das war eine wichtige Frage.

Er stand auf und ging im Zimmer umher. Da fiel ihm ein, daß er der Mutter noch nicht gedankt hatte. Er blieb bei ihr stehen und strich ihr über die Wange.

„Danke, Mutigen, nun hilf weiter denken. Wann soll ich reisen?“

Frau von Trenteln sah ihren Sohn erstaunt an. Von seinen Plänen hatte er ihr nichts gesagt, so drückte ihre Frage Verwunderung aus.

„Du willst reisen, wohin?“ — Das ärgerte ihn. Wie konnte sie so fragen, hatte sie denn gar nicht verstanden, was er damit bejwetzt hatte, als er sie ins Pensionat schickte? Wenn Alice von Frantville nicht noch hier zurückkäme, so war es doch natürlich, daß er reisen mußte — so leicht gab er doch seinen Plan nicht auf. In seinem Egoismus verstand er nicht, daß die Mutter nicht mit ihm mitgedacht, daß sie eine Sache, bei der es sich um seine Zukunft handelte, so gleichgültig aufnahm.

„Aber natürlich will ich reisen, ich bin mir nur noch nicht ganz klar — jetzt hilf überlegen — auch wie ich mir Geld verschaffe.“

Es hatte sich alles gemacht, wenn auch nicht ohne Tränen der alten Frau, die sich von ihrem letzten Andenken nicht trennen wollte — sie hatte nachgeben müssen. Bodo schwor ihr ja auch, die Verlehnung, die er in Frankfurt versetzt hatte, wiederzuschaffen, sobald er nur erst sein Ziel erreicht haben würde. Auch der verlängerte Urlaub, um den er eingekommen, war ihm bewilligt worden, er hatte seine Reise antreten können.

Schon am ersten Tage nach seinem Eintreffen in Rom sah er Alice wieder. Im Vestibül des Hotel Quirinal, wo sie nach einer Zeitung suchte, traf er sie — außer ihnen beiden war niemand in dem Raum, die Gelegenheit durfte er nicht vorbeigehen lassen.

Alice hatte nicht acht auf ihn gegeben, auf dem zarten herumgejagt, als Bodo von Trenteln auf sie zugetreten war. Er nahm sich zusammen und heuchelte Ueberraschung. „Gnädiges Fräulein, ist es möglich?“

Alice stand und starrte ihn an. Sie war so erschrocken, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, nur ihr Herz jagte heftig, aber unter seinen Schlägen regte sich etwas, was sie mit Freude erfüllte; was sie ersehnt, was sie für unmöglich gehalten: er stand vor ihr, dem all ihr Denken gehörte.

Wie ein Betantern erschien er ihr plötzlich, sie fühlte sich nicht verlegt, empfand kaum Verwunderung darüber, daß er sie angesprochen. — Und er, wieder mit einem innerlichen Ruck: „Welch gültigem Zufall darf ich es danken, gnädiges Fräulein, Ihnen hier zu begegnen!“

Nach immer stano Alice mit gesenkten Blicken und antwortete nicht. Aber sie lief nicht fort wie das erstemal. Das machte ihn tühner.

Ob sie schon lange hier sei, wie lange sie bleiben würde, und wie er sich freue — und als sie endlich, zwar noch zaghaft, auf seine Fragen geantwortet, daß sie mit ihren Eltern hier sei, noch einen Monat zu bleiben gedächte:

„Dann werden wir doch die Wunder der Roms zusammen genießen.“ — So war die Bekanntschaft erneuert oder vielmehr erst geschlossen. Die Vorstellung bei den Eltern wurde ohne Schwierigkeit bewerkstelligt. — Alice hatte Trenteln sprechen lassen und sich darauf beschränkt, schweigend anzuerkennen, was er sagte.

Er hatte eine Geschichte von einem verlorenen und wiedergefundenen Operring mit viel Humor vorgetragen und guten Eindruck auf Herren und Frau von Frantville gemacht; der Verkehr bahnte sich leicht an.

Gleich am ersten Abend speiste man gemeinsam, und als Trenteln seiner Freude darüber Ausdruck gab, auf der Reise zum ersten Male nicht mehr einsam zu sein und beim Diner allein sitzen zu müssen, forderte ihn Herr von Frantville auf, sich ihnen anzuschließen und den Platz an ihrem Tische auch für seinen weiteren Aufenthalt in Rom beizubehalten.

So vergingen einige Wochen in angenehmen Verkehr. Frantville war froh, in Trenteln einen Beschützer für seine Damen gefunden zu haben, so daß er nicht zu jeder Stunde in seiner Ruhe gestört wurde, auch Frau Frantville ließ sich den angenehmen Gesellschaften und Begleitern gern gefallen — Alicens glaubte Trenteln sicher zu sein.

Wenn auch noch kein ernstes Wort von Liebe zwischen ihnen gefallen war, so durfte er doch wohl überzeugt sein, daß er sie gewinnen würde — ihr ganzes Wesen, ihre Blide sprachen deutlich genug, daß er sich nicht täuschte, und nur der Umstand, daß sie bisher niemals allein miteinander gewesen, hatte es zu keiner Aussprache kommen lassen.

Doch die Zeit verging, der Urlaub lief ab, sein Geld wurde knapp, er mußte zu Ende kommen.

Vielleicht heute, auf der in Aussicht genommenen Fahrt nach Livoli — irgendwie mußte er sich Gelegenheit schaffen.

In Livoli waren sie zu den Waffenfällen gegangen und später zum

Restaurant zurückgekehrt, als Alice plötzlich erschrocken aufstuh:

„Ich habe meine Bode an den Waffenfällen liegen lassen, ich laufe schnell zurück und hole sie; ich entfinne mich genau, wo sie liegt.“

Mit diesen Worten war sie aufgesprungen und fortgeeilt, ehe Trenteln sie davon abhalten und erklären konnte, daß er zurückgehen würde. Aber das war ihm ganz recht so, er folgte ihr wie selbstverständlich, nachdem er vor Frau von Frantville schnell eine entschuldigende Verbeugung gemacht. Mit ein paar Schritten hatte er Alice eingeholt.

In einigen Minuten waren die Waffenfälle erreicht, und dort auf der Suche eines Gemäuers lag die Bode, die Alice, weil es ihr zu warm geworden, vorher abgelegt hatte.

„Kommen Sie schnell, Herr von Trenteln, die arme Mama sitzt so allein.“

Mit diesen Worten wollte sie den Rückweg antreten, doch Trenteln vertrat ihr den Weg.

„Nur ein gnädiges Fräulein, nur ein gnädiges Fräulein, ich möchte — ich muß!“

Sie blieb stehen und sah zu dem Vertummelten auf. Dabei schlug ihr Herz hümmisch, sie ahnte, daß er ihr von Liebe sprechen wollte.

Trenteln faßte nach ihrer Hand und flüsterle leise:

„Gnädiges Fräulein, Fräulein Alice, diesen Augenblick des Alleinseins hat mir ein Gott geschenkt, vergehen Sie.“ Er war selbst bewegt, konnte kaum seiner Erregung Herr werden, dann aber gab ihm die Nähe des heißersehten Zieltes den Mut und die rechten Worte.

„Alice, ich habe Sie so fürchtbar lieb.“

Nichts weiter — aber er hatte auch ihre andere Hand ergriffen, in seinen Augen schimmerte ein feuchter Glanz, sie drückte ein solches Flehen aus, daß Alice, an deren Mitleid und Herzengüte man nie umsonst appellierte, selbst wenn sie ihn nicht geliebt hätte, ihn nicht zurückgestoßen haben würde.

Aber sie liebte ihn — liebte ihn unbewußt schon seit der ersten Begegnung — hier in Rom war es ihr klar geworden, daß all ihre Sehnsüchte nur ihm gegolten. In dem ständigen Bewußtsein hatte sie sich beglückt gefühlt, sich nie etwas anderes gewünscht, als so weiter leben zu dürfen.

Und nun er gesprochen, hatte sie einige Atemzüge lang das Gefühl, als ob er ihre stille Seligkeit gestört, sie aus diesem Glückstrahl erweckt hätte — aber gleich danach kam es wie ein Taumel über sie. Nun war ja das Glück erst da, das echte Glück! Er liebte sie — was war der Traum gegen die Wirklichkeit, gegen das Leben!

Sie hätte aufschreien mögen und blieb doch ganz still. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und drach in Tränen aus.

„Alice — du liebst mich?“

Er rief es laut hinaus, seine Worte vermischten sich mit dem Brausen des Wellers um sie her — dann ließ er ihre Hand los, hob ihren Kopf zu sich und küßte sie auf den Mund.

Sie hatte die Augen geschlossen, ihr Gesicht war bleich, aber sie nahm den Kuß entgegen — den ersten Kuß eines fremden Mannes, der ihre Lippen berührte.

nicht, wenn die reichen Leute kommen würden.

Jedes einzelne Möbelstück unterwarf sie einer Prüfung — es war alles alt, aber gebiegen, konnte sich sehen lassen. Ihr fiel ein, daß sie nach dem Silberzeug sehen mußte. Wenn man ihr, der alleinstehenden Frau, auch ein großes Diner zumuten würde — zum Kaffee, zum Abendbrot würde sie doch ihre zukünftigen Verwandten einladen müssen.

Sie öffnete den altmodischen Glaskrans, doch ehe sie zu dem Silberzeug, das ganz hinten lag, gelangte, fiel ihr Blick auf etwas anderes. Beim Anschauen oergah sie, was sie hatte tun wollen.

Im ersten Fach auf einem kleinen, weichen Atlastischen lag ein silberner Kranz und Strauß.

Die Silberne hatten sie noch gefertigt, ein halbes Jahr später war ihr Mann gestorben, gerade als Wotho das vierundzwanzigste Jahr erreicht hatte.

Sie nahm den Kranz vorsichtig in die Hand und trat an ein Wandtäfelchen, aus dem sie ein vergilbtes Seidentuch herausholte. Damit fing sie an, den Kranz behutsam zu puzen. Doch der blieb, wie er war — wie oft ihre Hand mit dem Tuch auch darüber hinglitt.

Dem Kranz folgte das Sträußchen — nun sie einmal dabei war, nahm sie ein Stück nach dem andern hervor und rieb und putzte.

Ihre Hände zitterten, als sie nach einander zwei alte Meißener Porzellantassen, die Zierde des Schranks, von dem nur in ihrer Phantasie oordhandenen Staube zu befreien suchte — fast wäre die eine Tasse zur Erde gefallen.

„Mein Gott — das hätte Unglück gegeben!“ — Nicht nur der Verlust der Tasse, auch das Umen, das an dem Geruch der Tasse hing, jagte ihr Furcht ein; stammte sie doch von ihren Hochzeitsgeräthen!

Zwei kleine Miniaturbilder in Bronzefarben, sie selbst und ihren Mann in Offiziersuniform darstellend, standen da noch, weiter — eine etwas größere Photographie, das Bild ihres Sohnes im ersten Lebensjahre, auch noch viele andere Siedelchen, die Erinnerungen in ihr wachriefen. Ein Utal mit kleinem silbernen Schüssel, silberne Becherchen, Taufgegenstände von Vater ihres Wotho, zwei kleine Bonbonnieren mit Handmalerei, ein einfaches, dachhausartiges Bierglas, aus dem ihr Mann stets gerumt, und fern — ganz hinten — eine leise Rote buchte über ihr Gesicht, als sie die Hand danach ausstreckte, — ein Paar weiße, fedene Schuhe — ihre Hochzeitschuhe.

Sie hatte alles herausgetramt und auf den runden Tisch vor dem Diwan gestellt, jetzt stand sie da vor und betrachtete ihren Reichtum.

Wie in einem alten Schloß, das man sich auf Reisen zeigen läßt, kam sie sich vor, es fehlte nur die Stimme des Kattellans. „Dies, meine Herrschaften, geruhte Se. Hoheit, der junge Herzog, ganz besonders zu ästunieren.“

Sie lächelte, ein kleines, schmerzliches Lächeln, das verklärte ihr vergrämes Gesicht. Ihr Gemüt beruhigte sich, sie wollte nicht mehr so finsternen Gedanken wie vorher Raum geben.

Was war denn auch geschehen? Sie hatte ihrem Sohn geholfen, eine Frau zu finden — das taten doch Laute von Mittern, oft unter ganz andern Opfern des Herzens. — Ihr Junge, der Wotho, er war doch nicht schlecht, er wollte wohl nur nicht zeigen, wie glücklich er war — er lehrte ja gern eine gewisse Straffheit hervor, da war denn der Ton so in seinen Brief gekommen.

Sie stellte die Sachen in den Schrank zurück — über jede einzelne streich noch einmal liebend ihre Hand — als sie zuletzt an Silberkranz und Straußchen kam, bewegte sich leise ihre Lippen. Sie betete, betete für das Glück ihres Sohnes.

In den Geschäftsräumen des Hauses Frantville & Co. herrschte reges Leben. Ein etwas zu reges Leben — fanden die Angestellten, denn die Arbeit ließ ihnen kaum Zeit, Atem zu holen.

Dreimal am Tage brachte der Kontorbene große Pakete Briefe von der Post, die Depeschboten liefen aus und ein, die Schiffe mit den Getreideproben türmten sich auf Tischen und Balken, und immer noch schickten die Expedienten, die auf den Speichern das aus Rußland und von den umliegenden Gütern eintreffende Getreide in Empfang nahmen, neue Muster zur Prüfung ins Kontor.

Es war Spätherbst, die Verschiffungen mußten beschleunigt werden, die an der Laskide liegenden englischen, holländischen und belgischen Schiffe standen fast ausnahmslos zur Aufnahme der Getreideladungen der Firma Frantville & Co. bereit, und Richard Frantville verlag über der Arbeit fast seine Krankheit, ließ sich heute sogar dazu hinreißten, darüber zu spotten.

(Fortsetzung folgt.)

— Gedanken splitter. Wer sich nie gekaut, eine Tochter zu begeben, begehrt sicher die größte.